

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

N^o 171. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 20. Juli.

1831.

Klage und Ermunterung.
An einen Freund.

Schöner, glaub' mir, würde Alles glänzen,
Heit'rer lächeln und in frohern Tänzen
An uns hin das Erdenleben fliehn,
Wenn nicht, Fluch sei jener ersten Sünde!
Vor uns steht der Todesengel stünde,
Uns hinab in's schwarze Reich zu ziehn.

Ewig schwingt er rauschend seine Flügel,
Unerbittlich löst er alle Siegel,
Jener erstgeborne Sohn der Zeit —
Schweig', o Schweig', an Deines Mädchens Lippe! —
Ach, der Tod mit seiner schwarzen Lippe
Achtet nimmer Deiner Seligkeit!

Schiffe aufwärts auf der Wonne Rachen,
Laß vom Mast wehen lichte Flaggen
Nach des Lebens hellem Strom hinan —
Schnell wird sich ein Ungewitter türmen,
Rascher wird das Leben Dir entflürmen,
Und zerger'n der himmelvolle Bahn!

Doch das finstre Loos, es ist gefallen —
Laß darum die Klage nicht erschallen,
Die den harten Mahner nicht verweist —
Kaufe Deine Stunden aus, und leere
Deinen Becher, eh' mit ihrer Scheere
Deinen Faden Atropos zerreißt!

Laß die Freude nicht vorüberschleichen,
Fasse schnell sie, kannst Du sie erreichen,
Geh ewig fern die Holde bleibt!
Denn wir dienen einem großen Kluche,
Der mit schneller Hand zum Leichentuche
Adam's sünd'ge Enkelkinder treibt.

Winter.

Die Geheimnisse von Saint-Leu.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die darauf folgenden Jahrhunderte,
während welcher die Montmorency oder ihre Abkömmlinge

sich im ruhigen Besitze von Saint-Leu befanden, bis im Jahre 1430 diese Herrschaft von den damaligen Eigenthümern an Johann, Bastard von Luxemburg abgetreten, diesem aber später von Ludwig XI. ungerechter Weise entziffen und Reynaud dem Türken geschenkt wurde. Franz I. gab sie indessen dem Connetable von Montmorency zurück und im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts gelangte sie an das Haus Bourbon-Condé. Im Jahre 1700 war sie das Eigenthum eines Corieul de la Noue und im Jahre 1755 des Groß-Rentmeisters Dufort, nach dessen Tode sie auf seinen Sohn überging. Bei Ausbruch der Revolution wurde sie von ihrem Eigenthümer verlassen, welcher, wie die meisten Besizer von Lehnrechten, im Jahre 1789 in der gewissen Hoffnung ihrer baldigen Rückkehr, in das Ausland wanderte.

Der damalige Besizer von Saint-Leu, ungeheuer reich, aber eben so geizig, hatte einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen. Es blieb ihm nur die Alternative, sich von seinem Schatze zu trennen, oder sein Leben zu verlieren. In eine große eiserne Kiste gepackt, befand sich sein Ramon in seinem Cabinette, wo sich Herr von Saint-Leu (wie wir ihn hier nennen wollen) mit seinem Freunde und einzigen Vertrauten, dem Chevalier von M*** eingeschlossen hatte. Es war Mitternacht, die Abreise auf den andern Morgen festgesetzt und die Dienerschaft, von den Vorbereitungen zu derselben ermüdet, bereits längst zu Bette, als Hr. v. Saint-Leu, in tiefes Schweigen versunken und die Augen unverwandt auf seinen Schatzkasten gerichtet, noch immer zu überlegen schien, ob er denselben nicht mit sich nehmen sollte. Der Chevalier unterbrach endlich das lange Stillschweigen mit den Worten: „Nun! es muß ein Entschluß gefaßt werden; diesen großen Heiligen (er deutete hier auf die eiserne Kiste) können Sie unmöglich mit in den Wagen nehmen. Ich begreife wohl, wie schmerzlich es für Sie ist, sich von einem so theuren Gegenstande zu trennen, mit dem Sie zehn Jahre

lang Ihr Bett getheilt; aber ihn aufpacken, hiesse ihn unvermeidlich preis geben. Es würde nicht schwer halten, wahrzunehmen, welchen Reiz er für Sie habe; und wenn nun Andere die gleiche Neigung für ihn fühlten, wäre er für Sie unwiederbringlich verloren." — „Ich würde ihn auf's Aeufferste vertheidigen," antwortete Hr. v. S. Leu . . . „Indessen ist es nur auf kurze Zeit . . . eine Lustreise . . . gerade die Bade-Saison . . . ich werde also dieser Hütsquelle nicht bedürfen." — „Meine Politik ist weniger tröstend, als die Ihrige," versetzte der Chevalier; „ich glaube, daß mehr als eine Saison erforderlich ist, um uns von Neigungen zu heilen, die dem Volke lässig sind." — „Das ist es," sagte hierauf Herr v. S. Leu: „Wir sind Pestkränke, die man das Recht hat, die Quarantaine halten zu lassen." . . . „Ich fürchte sehr," antwortete der Chevalier leise, „daß es eine Quarantaine von Jahren sein wird." Und somit warf er ein Seil über seine Schultern, dessen eines Ende an der Handhabe der Kiste befestigt war; Hr. v. S. Leu that das Nämliche, ergriff zugleich einen bereit stehenden Spaden, und beide Freunde setzten sich nun mit ihrer Last in Bewegung. Der Zug ging aus dem Schlosse in den Garten. Als sie bei einer frisch übertünchten Mauer angelangt, verkündigte die Thurmuh die zwölfte Stunde. Die Stille der Mitternacht vermehrte den lauten Klang der Glocke. „Dieser Lärm wird das ganze Haus aus dem Schlafe wecken," sagte mit leiser Stimme der Erbsus. — „Fürchten Sie nichts," erwiderte der Chevalier, „ich habe Ihren Leuten die Schlüssel zu Ihrem Keller gegeben . . ." — „Wie? versetzte der Erste . . . und wenn wir aus unserm Eril zurückkehren . . . ? Hier mußten sie Halt machen; die Last drückte sie fast zu Boden. „Wie schwer das ist!" klagte der Chevalier. „Was um des Himmels willen haben Sie alles dahinein gepackt?" — „Nicht sehr viel," antwortete Herr v. S. Leu, „etwas Gold und einige Prätiosen; aber um reicher als der König zu sein, wünschte ich, daß die Last noch zweimal größer wäre." — „Der Wunsch eines Geizigen, der immer noch mehr will, selbst wenn er seine Reichthümer nicht mehr zu ermessen vermag," erwiderte der Chevalier verweisend. Sie nahmen nun ihre Last wieder auf und schleppten sie noch funfzig Schritt weiter bis zu dem Fußgestelle einer zerbrochenen Ceres-Säule, wo sie dieselbe absetzten. „Hier also," sagte Herr von Saint-Leu mit unverkennbarem Schmerze . . . Der Chevalier aber ergriff stillschweigend den Spaden, machte eine fünf Fuß tiefe Grube und stürzte die Kiste hinein, warf dann Erde darauf, trat sie mit seinen Füßen fest und schob, nicht ohne große Anstrengung, das Fußgestell der eben erwähnten Säule darüber, welches die ganze, dadurch zugleich näher bezeichnete Stelle hinlänglich bedeckte.

In dumpfer Betäubung hatte Herr v. Saint-Leu dieser Arbeit zugegesehen, ohne an derselben Theil zu neh-

men. Jetzt ergriff der Chevalier seinen Arm und führte ihn stillschweigend in sein Cabinet zurück. Bei Tagesanbruch bestiegen Beide den Wagen und verließen, in tiefe Gedanken versunken, das Schloß, das sie nie wieder sehen sollten. Beide starben fern von ihrem Vaterlande.

In Folge der französischen Staatsumwälzung ging auch die obere Gerichtsbarkeit über die Herrschaft Saint-Leu für das Haus Bourbon-Condé verloren. Der letzte Sprosse dieses erlauchten Hauses war Ludwig Heinrich Joseph, geboren den 13. April 1756 von Ludwig Joseph, Prinzen von Condé und Charlotte Gottfriede Elisabeth von Rohan-Soubise. Letztere starb sehr früh und hinterließ ihren Sohn noch im zarten Kindesalter. Dieß war sein erstes Unglück, dem bald mehrere schnell auf einander folgten. Im Alter von funfzehn Jahren mit seiner Cousine Bathilde Therese von Orleans vermählt, war dieses Band viel zu früh geschlossen, um nicht bald zu zerreißen. Rücksichten des Ranges und des Vermögens hatten allein diese unglückliche Verbindung bewirkt, deren einzige Frucht der Herzog von Englien war, welcher den Namen und den Ruhm der Condés fortpflanzen sollte. Noch in seinen ersten Jünglingsjahren betrat er die Laufbahn der Helden und erwarb sich bei dem, im Jahre 1789 von seinem Vater gebildeten, Heere der Ausgewanderten durch seinen Muth und seine Tapferkeit die allgemeinste Achtung. Selbst die Patrioten versagten ihm die ihrige nicht; und er war unter den ausgewanderten französischen Prinzen unstreitig derjenige, welchem die damaligen Machthaber Frankreichs am meisten mißtrauten. Sich seiner auf irgend eine Weise zu bemächtigen, legten sie ihm unzählige Schlingen. Aber von seinem guten Genius gewarnt, entging er denselben immer glücklich, bis er endlich einmal nur seine Stimme überhörte und seiner anerborenen Jagdlust, mehr aber noch seiner zärtlichen Neigung für die Prinzessin Charlotte von Rohan folgend, seinen Aufenthalt in Ettenheim verlängerte, wo er des Nachts plötzlich überfallen und nach Vincennes abgeführt wurde. Das traurige Schicksal, das ihn dort erwartete, ist bekannt und der Tod dieses Prinzen ein unauslöschliches Brandmahl, womit Napoleon die Geschichte seiner Regierung besetzte. — Der Herzog von Condé liebte seinen Sohn auf das Zärtlichste; er war zugleich sein einziger, sein höchster Stolz. Er fühlte sich zu schwach, den Ruhm seines Namens zu behaupten und übertrug diese Sorge seinem Sohne. Durch ihn glaubte er seinem großen Namen seine Schuld abgetragen zu haben, da er von nun an unter den Condés als der Vater eines Helden galt. Wie ein Donnerschlag traf ihn daher die Nachricht von der feigen und meuchelmörderischen Vernichtung dieses so über Alles geliebten einzigen Sohnes.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen
von M. Cunow.

(Fortsetzung.)

3. Colonia.

Während in andern Gegenden kleine Städte zu der Ehre gelangt sind, alles Dumme von Erheblichkeit, was im ganzen Lande geschieht oder gesagt wird, auf sich nehmen zu müssen, muß am Rhein die größte Stadt dazu herhalten, nämlich Köln. Schon von Weitem dachte ich mir, dieß möge wohl mit der bekannten Ueber-Fremdmigkeit der Kölner im Zusammenhange stehen und, kaum dort angekommen, hatte ich den Beweis in Händen. Um vier Uhr Nachmittag kam ich auf dem Dampfschiffe Friedrich Wilhelm angelogen und schon um fünf Uhr konnte ich auf meine Frage: Wenn wohl Köln eigentlich erbaut worden? (Denn ich stellte mich, als wüßte ich nichts davon, daß hier bereits die Hauptstadt der Uhier gestanden, und daß Kaiser Claudius seiner von hier gebürtigen Gemahlin Agrippina zu Liebe jene zu einer römischen Colonie, Namens Colonia Agrippina, erhob;) die Antwort einsehen: Gerade in dem Jahr, in welchem . . . die Mutter Gottes geboren worden. — Nun wußte ich, wo ich war und beschloß demnach, den folgenden Tag ganz der sogenannten Andacht zu widmen, welcher bei Jean Marie Farina oder dessen Nachkommen ächtestes Eau de Cologne zu holen, noch auch den Kölner Dom zu besuchen, als bloß um den Gebeinen der heiligen drei Könige meine Devotion zu bezeugen, ferner die Schädel und Knochen der 11,000 Jungfrauen zu verehren und endlich meinem Herr Namensvetter, dem heiligen Martin, an dessen am Rhein so häufigen Kirchen und Kapellen ich bisher sündlich vorbeigejagt war, meine Aufmerksamkeit zu machen. Aber wer ist am Abend Herr des folgenden Tages? Und richtig war ich, oder war es mein Deutel? am andern Morgen wieder Keger. Ich möchte gern die Gebeine der heiligen drei Könige sehen. — Sehr wohl, aber es kostet zwei Thaler. — So? zwei Thaler; hm! — Sie ruhen in einem silbernen Sarge und haben goldene Kronen mit Edelsteinen besetzt. — Mögen sie immer, zwei Thaler geb' ich nicht dafür; ist sonst hier nichts zu sehen? — Ich werde Ihnen die Anbetung der Himelkönigin von Holbein zeigen. — Mag's sein! — Der König von Preußen hat sich's copiren lassen. — Das kann der, aber ich nicht, auch möchte ich nicht, wenn ich's könnte. — Wie so? fragt vielleicht ein Leser des Planeten. — Ich liebe überhaupt nicht die Compositionen der christlichen Mythologie, denn was hat sie als — — — — —, ein Marterbild, eine Mutter, deren Heiligkeit alle Wirkungen etwaiger Schönheit entkräftet, ein Paar Knaben, der eine, zartere, zum Gekreuzigtwerden — der andere, derbere, zum Geköpftwerden bestimmt, oben eine Taube und Engelsköpfe, die keine Amor's, sondern schon complete Heilige sind, und allenfalls unten noch ein Volk anbetender Mönche und Nonnen. In solchem Ueberfluß

darbt man. — Darum ließ ich mir auch in der Peterskirche die verkehrte Kreuzigung Petri von Rubens, der sie seiner Taufkirche als Altarblatt verehrt hat, nicht zeigen; es hängt nämlich eine Copie vor dem Original. Damit mich aber die Kölner nicht allzugroßer Gleichgültigkeit gegen ihre knöchernen Prinzen zeihen, will ich ihnen zeigen, daß ich deren Geschichte so gut kenne, als irgend Jemand in Köln. Bekanntlich sind die Meinungen der Gottesgelehrten über die heiligen drei Könige getheilt. Nach der in Umlauf gekommenen Meinung heißen sie Caspar, Melchior und Balthasar. Der erste war König von Tharsen, ein sechzigjähriger Greis mit langem Bart, in violettem Kleide und weißem Mantel; er brachte dem Christkinde, als seinem Herrn, Gold. Nr. 2. war König von Rubien, vierzig Jahre alt, schwarzbraun von Gesicht, mit weißem Kleide und violettem Mantel, brachte dem Christkinde, als seinem Gott, Weihrauch. Der dritte, König von Saba, zwanzig Jahre alt, war pechschwarz (wie denn noch sein Schädel schwarz ist!) hatte einen Rock roth in weiß gewebt und brachte dem Christ, als einem Menschensohn, Myrrhen. — Bode nennt sie in folgender Ordnung: Melchior, Caspar, Balthasar. Mich wundert, daß sich in den früheren Jahrhunderten des Christenthums über die Namens- und Rangordnung dieser heiligen drei Könige kein Krieg zwischen den Priestern entsponnen, den dann die Fürsten mit ihren Wölfen leicht hätten zu Ende setzen können. — Petrus Comestor nennt sie Apellius, Amerus und Damascus; noch Andere nennen sie gar Magalach, Galgalath und Saracin, und diese Namen klingen, dünkt mich, barbarisch und orientalisir genug. In einer griechischen Handschrift auf der Heidelberger Bibliothek — die ich bloß deswegen besuchte — heißen sie Ator, Sator und Paratonas. Ihr Vaterland anlangend, so meinen Justinus, Epiphanius und Cyprianus, es sei Arabien; Chrysostomus, Basilus, Cyrillus, Nicephorus und Isidorus geben ihnen Persien; — Maximus, Chrysologus und Chalcedius — Chaldäa; Abulensis — Mesopotamien und noch Andere Indien zum Vaterlande; ja Hieronymus Isidorus meint, der Vornehmste von ihnen sei König von Kalikut gewesen. Mich wundert, daß Niemand darauf verfallen ist, sie für Prinzen aus dem Geburtsstern auszugeben, welches ich demnach als meine geringe Meinung hinzufügen will. Aber wir sind noch nicht am Ende. Der heilige Augustinus, Justinus Martyr, Hieronymus, Basilus, Hilarius und Theophylakt behaupten, es seien — Zauberer gewesen; Chrysostomus läßt sie als Weise gelten; Cyprian hält sie für Sterndeuter; Andere halten sie für Weltweise, für Priester, und noch Andere für Könige. Einige nehmen ihrer drei an, Andere zwölf, Andere vierzehn, Andere funfzehn. Die lateinische Kirche glaubt an drei, und zwar Könige aus Persien und Arabien. (Wie steht es mit Ihrem Glauben, geehrte Leser und Leserinnen?)

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Anfang Juli 1831.

Seit der in Nr. 1. 2. 3. 7. 13. und 14. dieser Blätter erschienenen ausführlichen Charakteristik unsres heutigen Leipzigs und dem in Nr. 66. enthaltenen Berichte über dessen dormaliges Hoftheater, (Januar bis März) haben wir unsern geehrtesten Lesern bis jetzt noch kein Wort weiter darüber mitgetheilt, obschon diese Zeitschrift in Leipzig selbst erscheint. Gewiß der sprechendste Beweis, daß wir kein von blinder Vorliebe und kleinstädtischer Bürger-eitelkeit für unsern Wohnort eingenommener Glebae Adscriptus desselben sind. Aber mit wie unpartheiischer Ansicht wir ihn auch betrachten, so können wir doch nicht läugnen, daß er auch in diesem wie in dem verfloffenen Jahre jedem Beobachter der neuesten Zeitgeschichte einen sehr interessanten Aufenthalt darbietet. Nicht bloß „wer eine Reise thut“ auch wer daheim bleibt, „kann Etwas erzählen;“ und von welcher deutschen Stadt könnte man die jetzt mehr als von unserm Leipzig sagen, diesem Centralpunkt des deutschen Handels und der deutschen Literatur, diesem Hauptkapitalplatz unsres vaterländischen Buchhandels und diesem Sitz einer der ältesten, berühmtesten und blühendsten unsrer Universitäten; der sich seit Anfange des vorigen Herbstes in dem Zustande einer so völligen, erfreulichen und noch vor einem Jahre, auch von dem scharfsichtigsten Späher der Zukunft, unter unsern heutigen Politikern nicht zu ahnenden, Palingenesie, nach dem Beispiele der großen Capitale Frankreichs, befindet! So im vollsten Sinne des Wortes hat Leipzig die Wahrheit des Goethe'schen Spruches:

— „Mein Leipzig lob' ich mir;
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute“

jetzt abermals bestätigt! Zugleich aber auf eine so neue, noch vor zwölf Monden außer den Grenzen alles menschlichen Rathschaffungsvermögens liegende Weise, daß sicher Goethe selbst darüber hat erstaunen und sich glücklich preisen müssen, auch diese wunderbare Erscheinung seiner, an politischen Wundern so unendlich ereignisreichen Zeit, die man füglich das inhaltsschwerste Capitel der ganzen Weltgeschichte nennen kann, noch erlebt zu haben! Denn wie hätte er, als er Anno 1765 — 1768 in unserm Pleiß-Athen studirend in seinem Faust die Philister in Auerbach's Keller das obige Verslein, zur Satyre auf das damalige steife Kaufmanns- und pedantische Magisterwesen Leipzigs singen ließ, wohl ahnen können, daß sich sein Inhalt jemals in ernstlicher Bedeutung und zwar sogar in der Maße bewahrheiten würde: daß das seit Jahrhunderten durch eine wahrhaft exemplarisch friedliebende Gesinnung seiner Bewohner so ausgezeichnete Leipzig, von allen Städten Europas, das erste Beispiel von Nachfolge der letzten französischen Revolution im J. 1830, (welche, wie die im J. 1790, wieder in so vielen andern Ländern einen

allgemeinen Freiheitschwindel erzeugt hat,) geben würde; weshalb denn auch am Morgen nach dem Tumult des 25. Juni v. J. ein Paar sich auf der Straße begegnende Schmiedejugen, die wohl etwas von ihrer, gewiß aber nichts von Goethe's Faust wußten, sich „Guten Tag, Pariser!“ zuriefen; daß an die Stelle seines alten Schoß gebrechlicher Stadtsoldaten, eine 2000 Mann starke, martialisch uniformirte und bewaffnete Bürgergarde treten, und der ehemalige steife Leipziger Magister Philosophiae mit seinem Haarbeutel, Chapeau bas, Degen, Escarpins und weißen Glacehandschuhen, sich in einen Magister equitum und utriusque militiae verwandeln würde!! Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Aber nie ist dieß in Leipzig zu einem so plötzlichen und großen Umschwung seines Volksgesistes und aller seiner städtischen Verhältnisse der Fall gewesen, als durch die unmittelbaren Folgen der Tumulte des 3ten und 4ten Septembers v. J., die in dieser Hinsicht einen ungleich größeren Einfluß auf Leipzig, als selbst seine weltberühmte Völkerschlacht gehabt, und ihm eine abermalige weltgeschichtliche Celebrität gegeben haben! Daß der mit wirklich unermüdblicher Thätigkeit den neuesten Fortgang unsrer Literatur fördernde Verleger dieser Zeitschrift, mit Anfang dieses Jahres ein besonderes Localblatt für Leipzig, den, auch in diesen Blättern schon mehrmals mit verdientem Lobe erwähnten „Janus“ oder „Leipzig wie es war und ist,“ begann, war daher gewiß ein sehr zeit- und ortgemäßes Unternehmen, und der Redacteur desselben, Hr. Prof. Dr. Schüg, konnte fürwahr kein sprechenderes Motto für dieses Blatt wählen, als die oben angeführte Stelle aus Goethe's Faust! Bei allen Neuerungen fragt sich vor allem Andern, ob das Neue auch gut ist und besser als das durch sie zu Grabe getragene Alte? Hinsichtlich der in Leipzig stattgefundenen, läßt sich, erfreulichster Weise, diese Frage bis jetzt fast durchgängig bejahend beantworten. (Fortsetzung folgt.)

Bunte s.

Der spanische Herzog Villa Mediana verliebte sich in die Königin Elisabeth von Spanien. Seine Worte fanden Gehör. Aber Gewährung wurde ihm nur zugesagt, wenn er in Gegenwart ihres königlichen Gemahls sie — umarmt hätte. Da ließ der Herzog mit ungeheuren Kosten, zum Vergnügen der Königin, ein prächtiges Theater bauen und bei der ersten Vorstellung lobte das Haus in Feuer auf und der Herzog nahm die Königin in seine Arme und rettete sie. Der König vergaß ihm die Berührung seiner Gemahlin, ließ ihn aber kurz nachher in seinem Wagen erdolchen. Dann ging er mit gebeugtem Schmerz in das Cabinet der Königin, und als er ihr die Todesbotschaft gebracht hatte, hob sie ruhig ihr Auge von dem Buche, in welchem sie las, und sagte: sein Tod thut mir leid. Da beruete der König seine That, und doch hatte die Königin ihre Zusage erfüllt! —